

Zweckdienlich.

Humoreste von H. A. B.

Der Koffer war gepackt, in einer Stunde ging's zu Bahn. Der Koffer war ein bißchen groß, indes, man konnte doch nicht auf sechs Wochen in die Welt reisen wie ein armer Handwerksbursch, all' seine Habseligkeiten im Kofferlein. Reisen — im Grunde genommen, machte er sich gar nicht so viel daraus. Man wußte nie so recht, wie man's traf, während man doheim auf alle Fälle wußte, was man hatte. Freilich, das vollendete Ideal war's auch nicht unter allen Umständen. Wie man sich's in seinen vier Pfählen gerichtet hatte, ging's ja am Ende schon, aber so das drum und dran, mit dem sie einem draußen zusetzten und dem sie dazwischen — Zeit so seit einiger Zeit an seinem Stammtisch das Augengeblinckte und die verblühten Anspielungen, nu nee! Ein paar Mal schon war er drauf und dran gewesen, sich abzugeben, aber das wollte er nicht. Er wußte nicht, was er wollte, aber er wollte nicht. Er wußte nicht, was er wollte, aber er wollte nicht.

strahlendem Lächeln am nächsten Morgen das schmale Dirndl, das ihm den Koffer brachte. Natürlich regnete es. Tripp tripp, klatsch klatsch, fiel's hernieder. Der Himmel war grau, grau war der Nebelschleier über den Bergen und Eduard Leifering froh. Tripp tripp, klatsch klatsch. — Ein Tag verging und noch einer. „Jetzt hör's ja rein nimmer auf,“ sagte das freundliche Dirndl am vierten Morgen. „Na, hierinn' z'wenigst is' trocken.“ Troden war's freilich in der Wirthsstube und im mächtigen Kachelofen brannte ein Feuer. Davor stand der Rechnungsrath und wärmte sich die Hände. Er schimpfte nicht laut auf das Wetter, wie die übrigen Insassen des ländlichen Gasthauses, seine Lippen waren fest geschlossen, aber hinter den fest geschlossenen Lippen knirschten leis die Zähne. Gestern war ihm der Gedanke gekommen, zurück nach Fischl zu fahren. Da gab's wenigstens Mittel, die Zeit todzuschlagen. Aber ein Blick auf seinen Koffer, den er nach der Ankunft im ersten Kapsitz total ausgepackt, ließ ihn anderen Sinnes werden. Wieder ein paar Stunden auf den Knien herumrutschen, um das, das nun Spind und Schubladen füllte, in den kleinen Raum einzuzwängen. — Pre! Lieber noch einen Tag warten, bis die Sonne wieder hindurchkam. Einmal mußte sie ja doch wieder kommen. Vorläufig freilich verrieth sie auch nicht durch das leiseste Anzeichen diese schöne Absicht.

„Nicht verstellen — lenne Sie doch anders. Die Sonne traut sich ja nicht wieder vor, wenn Sie so ein böses Gesicht machen.“ Er lächelte ein wenig spröde. „Aber ich bitte Sie, ganz und gar nicht.“ Als natürlicher Mensch hätte er eigentlich hell hinauslachen müssen und sagen: „Sie haben recht, ich bin ein Esel. Lassen Sie uns lieber einen gemüthlichen Abend verleben, weil wir nun mal so nett hier zusammengetroffen sind.“ Vielleicht hätte er's auch gethan, wenn nicht vorher jenes fatale Wort wieder in seinen Ohren getragt hätte. Jemand hatte eine Bemerkung gemacht und sie hatte darauf erwidert: „Jawohl, das ist das einzig zweckdienliche.“ Na, ihm schien's eben auch zweckdienlich, sich nicht intimer zu Frau Toni Schreiber zu stellen. Und morgen reiste er weiter. Von einem merkwürdigen fremden Gefühl wurde er in aller Frühe des nächsten Morgens gewedt. Noch die Augen geschlossen, rieb er an seiner Nase, seinem Gesicht herum, öffnete die Lider, schloß sie zuckend wieder, schlug sie von Neuem auf und starrte gebendet gerade aus. Ja, was war denn das? Was das war? Am blauen Himmel schien die Sonne, schien durch das unverschützte Fenster geradezu auf sein Bett, auf sein Gesicht. Mit einem Satz war er auf den Füßen. Sein Blick fiel auf den Koffer. Ja, so er wollte ja reisen. Aber jetzt — wo endlich wieder die Sonne schien — paden? Abends, wenn er zurückkam, konnte er das besorgen. Jetzt erst mal hinaus und die Gegen abstreifen. Und schnell, ehe auch Frau Toni sich ermunterte und dieselbe den Wunsch kundgab, sich ihm anzuschließen.

bis zum Abend wirklich fast geschafft. An den Rückmarsch war aber nicht mehr zu denken. Dem Bleifirten wurde die Bettstatt der Sennerin eingeräumt, diese selbst schlief mit Frau Toni im Heustadel. Eduard Leifering schlief nur wenig. Er hatte zu denken. Und ganz vorsonnen sah er am nächsten Morgen Frau Toni gegenüber. Sie plauderte, aber wie es ihm dünkte, auch nicht so unbefangener munter wie stets. Kein Wunder, die seltsam intime Situation des gestrigen Tages machte auch sie befangen. Eine Stunde lang hatte sie seinen nackten Fuß im Schoß gehalten und ihn geknetet. Jemand etwas mußte geschehen, um da den Ausgleich zu bringen. Aber was? Was —? Ein paar Mal schon hatte er zu reden angefangen und immer wieder brach er ab. Da bemerkte er die Arme auf und sah sie flehend an. „So helfen Sie mir doch.“ Beiläufig sprang sie auf, beugte sich zu seinem Fuß hinab. „Ja freilich, wir wollen gleich wieder massiren.“ Doch er wehrte sie ab. „Ach nein, eben gerade deswegen — da muß doch was geschehen.“ Er sah sie unverwandt an und plötzlich mit einem Ruck: „Wissen Sie, das Einfachste wär's schon, ich heirathe Sie.“ Sie brach in helles Lachen aus. „So gewissermaßen als ärztliches Honorar — ach nein, so unverfälschte Rechnungen stell' ich nicht aus.“ Blödsinn aber ward sie roth, trat zur Seite, begann in ihrem Aufsatze zu tramen und sagte: „Ich glaub', das Beste wär's, ich ging zurück und schickte Ihnen für den Abstieg einen kräftigen Führer herauf.“ Ein wenig humpelnd noch trat er an ihre Seite. „Aber das ging doch gestern ganz gut, wir Beide zusammen. Und warum soll's das nicht immer gut geben? Ich mein's wirklich in allem Ernst, das mit dem Heirathen.“ Steif sah sie ihn an. „Wirklich — in allem Ernst? Ja“ — sie nickte vor sich hin — „gestern ging das gut zusammen. Und — Sie haben recht — warum soll's das nicht immer gut gehen.“ Ihre Hand streifte sich ihm entgegen. Es ging gut. So nach Jahr und Tag, als Eduard Leifering allmählig in die geheimsten Wesensfalten seines Weibes eingedrungen war, wollte ein Aha an ihn rühren, daß vielleicht jenes Treffen im Gebirge nicht eitel Zufall gewesen sei, sondern daß da möglicherweise eine kluge Hand oder ein weisshauer Kopf ein wenig mit geholfen habe. O Weiber, Komödiantinnen — wer kennt sich je völlig mit ihnen aus! Inbess — wohlwollend lächelt er vor sich hin — auch wenn's der Fall gewesen wäre — als zweckdienlich hatte es sich herausgestellt.

Kommandeur, als ihm der Admiral einen Schnaps von dem alten Rum eingeschenkt hatte. „Dürfte ich wohl ein eines der gewöhnlichen Gläser bitten?“ „Wir haben ein neues Viqueurserbice bekommen,“ stammelte der Admiral: „Meine Frau fand die alten Gläser seien reichlich groß für so ein Paar alte Kavaliere wie wir.“ „Das sind Fausen, lieber Röhr! Damit der Rum mit mir ausbleiben soll, host Du die Puppengläser angeschafft.“ „Na ja, um Dir einen Genuß, auch den Du Werth legst, so lange wie möglich zu verschaffen!“ erwiderte der Admiral nervös; „Du bist doch wohl, hol mich der Teufel, nicht so abergläubisch, daß Du —“ „Sage mir ganz ehrlich: bin ich bei der letzten Flasche?“ fragte der Kommandeur. „Nein!“ „Wie viele hast Du denn noch?“ „Ach, was weiß ich!“ „Ja, das weißt Du sehr wohl!“ „Wenn es Dir wirklich Spaß macht, es zu wissen, so ist noch eine da. Wenn die geleert ist, mußt Du zum Cognac übergehen, so wie ich! — Cognac ist übrigens auch gefünder!“ fügte der Admiral ein wenig gezwungen hinzu. „Also eine Flasche! — Da weißt man ja, wonach man sich zu richten hat! — Wie viele von den Miniaturgläsern gehen denn auf eine Flasche, und wie viele Sonn- und Feiertage gehen auf ein Jahr?“ „Hör' einmal, Lind!“ sagte der Admiral und seine Stimme war nahe daran zu zittern; „jetzt geht mir die Sache denn doch zu weit! Weil ich eines Tages ganz gedankenlos so hinsage, daß der Rum schon mit Dir ausgehalten soll, so — so — bildest Du Dir ein, — ach, das ist ja geradezu abscheulich! Du hast vielleicht gar die Absicht, Dich unserm Hause fern zu halten, nur um den Rum?“ „Nein, Alter, ich komme, so lange ich kann,“ entgegnete der Kommandeur, „genau so wie ich es die letzten zehn Jahre gemacht habe. Auf gute Kameradschaft!“

„Ja, hast Du nicht bemerkt, daß alle Leute oft eine sonderbare Lust haben, umzugehen?“ Wenn sie dann die alte Wohnung verlassen, denken sie: da findet der Tod mich doch nicht!“ „Nein, wir Menschen überleben weder den lieben Gott, noch den Tod,“ sagte der Admiral. Während der Admiral sprach, hatte der Kommandeur seine Flasche angefaßt — Reiner außer ihm erhielt davon. Er sah und sah, zuerst sichtlich erfreut, später mißtrauisch, aber er sagte nichts, und er that es auch später nicht. Der Kommandeur wurde trank, sehr trank; es war Gelenkrheumatismus, und er hatte heftige Schmerzen. Früher hatte ihm niemals etwas gefehlt, daher war er doppelt ungeduldig und klagte jämmerlich. „Möchtest Du nicht irgend etwas haben, Lind?“ fragte der Admiral, der zu ihm kam und sich nach ihm umfah. „Nein, danke, Du, ich kann doch nichts genießen! — Ei, das Einzige wäre noch ein kleines Glas von meinem eigenen Rum, — bringe doch die Flasche mit, wenn Du morgen kommst!“ Das that der Admiral, und der Kommandeur, der noch mehr litt als am vorhergehenden Tage, konnte nur mit Mühe die Flasche halten. „Röhr!“ sagte er mit schwacher Stimme, „Du weißt, man sagt von alten Seelenten, daß sie nicht sterben können, ehe die Ebbe ausgefallen ist. Weißt Du nun, was ich glaube? Ich muß sterben, aber ich kann nicht sterben und liege hier und quäle mich, weil der Rest in der Flasche nicht ausgefallen ist, — nein, unterbrich mich nicht, ich weiß sehr wohl, was ich sage! Du tanntst es gern Aberglauben nennen, aber wir haben selber meinen Termin angefaßt, und der Termin war aus. Du hast ihn künstlich verlängert, — ja, das hast Du gethan! Du hast gemogelt, lieber Röhr, Du hast in die Flasche nachgegossen, — in bester Absicht, natürlich! — und ich war so feige, den Mund zu halten, obwohl ich es sehr gut merkte. Aber man kann auf die Dauer weder den lieben Gott noch den Tod überlisten, und deswegen lasse ich jetzt selber die Ebbe auslaufen, — es hätte früher geschehen sollen!“

Das heißt, er wollte nicht etwa Andeutungen machen, als ob — i Gott bewahre — Propper, die verwitwete Frau Toni Schreiber, tadellos propper, so was Reputation und meinestwegen auch den äußerlichen Menschen anbetraf. Aber so das mehr Seelische, das, was drüber schwebte über dem Alltag, über dem bloßen, positiv Praktischen. Und sie schwebte ganz und gar nicht. So wie ihr Fuß fest und zielbewußt über die Straße schritt, so ging auch ihre Psyche gleichsam in derben, haltbaren Schnürstiefeln. Ein Wort hatte er des Oesteren von ihr gehört, das gleichsam ihres ganzen Daseins Leitmotiv zu sein schien — zweckdienlich. Das Wort war's zu meist gewesen, was ihn von ihr abgebracht hatte. Denn wenn er selbstredend auch nie an irgend ein intimeres Nähertritten gedacht hatte; so als bloße Bekanntschaft, mit der man gelegentlich zusammentraf und sich ein bißchen verschwatzte, hatte er sie ganz annehmbar gefunden. Aber die Zweckdienlichkeit hatte ihm zu denken gegeben. Er war von Haus aus ein ideal veranlagter Mensch. Daß er in seinem Ueberbärtigkeit sein Rechnungsrath dem Praktischen sein Interesse entgegen lassen mußte, genigte zur Erfüllung seiner Staatsbürgerpflicht. Nach Schluß der Amtsstunden da hieß der Herr Rechnungsrath Eduard Leifering und der war, wie gesagt, von Haus aus ein ideal veranlagter Mensch. Zweckdienlich. — Er hatte sich ihr ganzes Leben, soweit er's kannte, überdacht. Zweckdienlich war's ganz gewiß gewesen, daß sie den vermögenden Buchhändler Schreiber geheiratet — zweckdienlich konnte man's gewissermaßen auch nennen, daß der verdrückliche Lebertrank nach achtjähriger Ehe gestorben war — obgleich diese Zweckdienlichkeit ihr am Ende nicht zur Last fiel. Aber vornehmlich zweckdienlich war's, daß sie nicht, wie sich das so vom Standpunkt des Feinerempfindens aus gehört hätte, als alleinstehende, kinderlose Wittwe sitzsam bescheiden in die Verborgenheit des Privatlebens sich zurückzog, sondern die gut rentirende Buchhandlung weiter behielt, sich einen Geschäftsführer hielt und selber inspierte und residirte, wie ein richtiger erfahrener Kaufmann. Und zum letzten und nicht zum wenigsten — sie stand in der Mitte der Dreifig — vielleicht mochte es ihr zweckdienlich dünken, da noch mal eine kleine Namensänderung vorzunehmen und fürderhin als Frau Rechnungsrathin Leifering zweckdienlich zu leben.

„Wie soll's geben?“ Seine Augen blickten in den Regen hinaus und in seiner Seele feuerte es: „Ein Unglück kommt selten allein.“ Sie hatte sich's auf der Ofenbank bequem gemacht. Ihr Mund lachte, ihre Augen lachten. „Ich hab einen gehörigen Aneignungs abgetriegt. Ich komme über die Zwiefelalp daher. Heut' früh um Sonnenaufgang klarte sich der Himmel, da dacht' ich, es macht sich und bin losgezogen.“ „Allein?“ fragte der Rechnungsrath nur. Ton und Miene drückten höchste Mißbilligung aus. „Ein touragiertes Ehepaar war dabei, die sind jetzt mit der Bahn weiter. Ich bin hier eingelehrt, weil ich da bekannt bin.“ Bekannt — auch das noch. Also gedachte sie zu bleiben. Und es regnete, regnete. Es half nichts — der Koffer mußte gepackt werden. Das Dirndl hatte den Grog gebracht und Frau Toni trank. Sie hatte einen guten Zug — alle Achtung. Aber — der Rechnungsrath schnüffelte — zweckdienlich mochte bei der Rasse so ein Schluß sein. Sie nickte ihm zu. „Jamos ist er. Probiren Sie's auch. Und nun will ich versuchen, mich in's Trodene zu bringen.“ Sie verschwand. Zum Mittagessen erschien sie wieder. Sie hatte sich in's Trodene gebracht. Der Frau Wirthin Rod und Sonntagsmieder umhüllte sie. Es stand ihr nicht übel und die nothgedrungene Kostümirung hatte hierzulande nichts Auffallendes. Aber des Rechnungsraths Mißvergnügen dauerte fort. Er hätte es für schicklicher gefunden, wenn sie auf ihrem Zimmer geblieben wäre. Den Nachmittag verschloß Eduard Leifering. Zum Abendbrod war der Lobenzug wieder getrocknet und Frau Toni präsentirte sich in unauffälliger Weise darin. Mit den Händen lachte und schmauchte sie, als wären es alte Bekannte. Der Rechnungsrath blieb ein stiller Mann. Morgen reiste er weiter. Nach dem Essen begann er, wie alle abendlich, die Zeitung zu lesen. Seine Miene war tief ernst, als bereitete ihm das, was er da von den Zeitläuften las, schweres Nachdenken. Frau Toni blinzelte unterschiedliche Male nach ihm hin und mit ein Stand sie vor ihm und sagte, die Hände auf seinen Tisch stemmend: „Aber Herr Rechnungsrath, wer wird sich denn den Humor so ganz und gar vertragen lassen?“ Er staunt fragend hob er den Kopf, doch sie drohte ihm mit dem Finger.

„Hoch vom Dachlein auf, Wo der Mar noch haust.“ „Jawohl, das war der Weg hinan, aber Eduard Leifering sang nicht im fröhlichen Vorwärtschreiten das schöne Lied. Auf einem Felsblock am Wegrand sah er und neben ihm hockte das Glend. Seit einer Stunde schon sah er so und lauerte, ob nicht einer kam. Reiner war so wahrhaftig wie er, sich auf einen Weg zu verirren, wo er noch Gott danken mußte, wenn er nur Arm und Beine und nicht geradezu das Genick brach. Und wenn nun überhaupt keiner kam und er nun einsam und verlassen hier verkommen mußte in seiner Qual? Mühselig suchte er sich zu erheben und sank ächzend wieder auf den Fels zurück. Es war unmöglich. Und er lauerte, lauerte. Und plötzlich klang's an sein Ohr wie Sphärenmusik. Kräftige Schritte wurden laut. Die Rettung kam. Sie kam. In hochgeschürtem Ledertrock, mit Kuchlad und Alpenstock stand sie vor ihm — sie — die Zweckdienliche — Frau Toni Schreiber. „Sieh da, schöne Seelen finden sich doch immer wieder. Aber — was machen Sie für ein Gesicht — fehlt Ihnen was?“ Er stöhnte. „Mein Fuß.“ „Ach — verträgst?“ fragte Frau Toni Schreiber. Er wiegte schmerzvoll den Kopf. „Wenn's nur kein Bruch.“ — „Es wird doch nicht.“ Und sich zu seinen Füßen niederbeugend: „Welcher ist's denn?“ „Der da.“ „Ja, da muß vor Allem der Stiefel runter.“ „Es geht ja nicht. Der Schmerz.“ Sie zuckte die Schultern. „Den müssen Sie schon aushalten. Runter muß er. Kommen Sie, ich helf' Ihnen.“ Und sich vollends vor ihm auf die Kniee beugend, schüttelte sie den Kopf. „Zugstiefel — Schnürschuhe sind doch das einzig zweckdienliche für's Gebirge.“ Er schnitt eine Grimasse. Halb über das fatale Wort, halb über den Schmerz, den ihm das Stiefelausziehen verursachte. „So, nun noch den Strumpf herunter.“ Und da er eine genierte Miene machte, ungeduldig: „Lieber Gott, jetzt ist doch keine Zeit, Sperenzien zu machen. Denken Sie, ich wäre eine barmherzige Schwester.“ Und wie eine solche, — und eine von den besten, kam sie ihm vor, da sie mit freundschaftlichem Gesicht und kräftig fanfter Hand an dem arg verschmolzenen Fuß herumdrückte und fühlte. „Gebrochen ist nichts. Nur verstaucht. Das zwingt sich mit Umschlägen und nachher ein bißchen Massage. Bleiwasser für's erste habe ich im Kuchlad. Das ist immer zweckdienlich bei einer Bergtour.“ Ob's zweckdienlich war! Mit verklärter Dankbarkeit sah er sie an, die schon nach dem vierten Umschlag der Schmerz nachzulassen und die Gesichtsmuskeln etwas zu fallen begann. Dabei schmauchte sie munter los, reichte ihm dazwischen auch einen Schluck guten Cognac — ach — erdentlich ein Genüß des Wohlbefindens war's, den er ausstieß. „Nun, wie steht's“, fragte sie ermunternd, „würden Sie's zwingen, ein kleines Stück zu geben? Ich verbinde Ihnen den Fuß und führe Sie. Eine Viertelstunde weiter ist eine Almhütte, ich glaub', da haben wir Sie bis zum Abend wieder flott gemacht.“ Es ging, mißfällig zwar, doch ging es. Der Rechnungsrath schwoig während des langsamen Marches, aber in seinen Gedanken erwog er so allerhand. Darunter, daß Einer nie vornehmlich aburtheilen soll und daß Zweckdienlichkeit unter Umständen eine sehr gute Sache war. In der Almhütte hatten die Umstöße mit eiskaltem Gebirgswasser

Die letzte Flasche. Von Mathilde Mann. Kommandeur Lind ach regelmäßig an allen Sonn- und Feiertagen bei seinem alten Freund, Admiral Röhr. Der Kommandeur war unverheiratet, der Admiral verheiratet, beide aber waren schon längst verabschiedet und hatten folglich reichlich Zeit, die Angelegenheiten der Marine zu besprechen und die vielen gemeinsamen Jugenderinnerungen aufzurufen. „Jawohl, alter Rum!“ sagte der Kommandeur eines Tages zu dem Admiral, als sie nach Tische eine Cigarre rauchten und ihren Kaffee tranken. „Ja, den hast Du selber mitgebracht, Lind!“ „Ja, ich weiß — das war in unsern jüngsten Leutnantstagen mit der „Belona“ — Westindien war eigentlich herrlich, Du: blauer Himmel und Palmenbäume und Schildkröten und Ananas!“ „Ja, und die Damen!“ „Lassen Sie sich nicht stören,“ sagte die Admiralin, die herein kam und sich zu den beiden Alten setzte. „Wir sprechen von Westindien,“ fuhr der Kommandeur fort. „So ein Rum, wie der da, ist gar nicht mehr zu haben. Das nenne ich Aroma! Ich kann ganz St. Croix vor mir sehen und die Abendbrise fühlen, wenn ich den nur rieche!“ — hast Du noch viel davon, Röhr?“ „Ja, ich denke, er hält noch mit Dir aus,“ erwiderte der Admiral, ohne eigentlich darüber nachzudenken, was er sagte, als aber der Kommandeur plötzlich ganz ernsthaft antwortete: „Ja, das wird er wohl!“ wurde der Admiral ängstlich und sagte: „Unfinn! Wer weiß —“ „Nein, das weiß Niemand!“ räumte der Kommandeur ein, und dann wurde an dem Abend nicht mehr von Westindien gesprochen. Ein halbes Jahr später sahen die beiden alten Kameraden an einem Sonntag Nachmittag wieder beisammen, und der Admiral war gerade im Begriff, sich selber seinen Kaffee einzuschütten, als der Kommandeur ausrief: „Aber was ist denn das? Trinkt Du keinen Rum mehr?“ „Nein!“ brummte der Admiral, „ich glaube, Cognac bekommt mir besser.“ Der Kommandeur sah zu ihm auf, aber der Admiral sah vor sich nieder, und dann sprachen sie von anderen Dingen. Aber ein paar Monate später platzte die Bombe: „Soll der Fingerhut ein Glas genannt werden?“ fragte der

Der Admiral war den nächsten Tag und noch mehrere Tage ganz aus der Fassung, und obwohl der Kommandeur die folgenden Sonntage seinen Weibes eingedrungen war, wollte ein Aha an ihn rühren, daß vielleicht jenes Treffen im Gebirge nicht eitel Zufall gewesen sei, sondern daß da möglicherweise eine kluge Hand oder ein weisshauer Kopf ein wenig mit geholfen habe. O Weiber, Komödiantinnen — wer kennt sich je völlig mit ihnen aus! Inbess — wohlwollend lächelt er vor sich hin — auch wenn's der Fall gewesen wäre — als zweckdienlich hatte es sich herausgestellt.

Schicksale nach dem Tode. In der österreichischen Hauptstadt wird jetzt über den ganzen Ring und den Donauquai führende elektrische Tramway bei der Oper ein Stück weit in die innere Stadt Wien geleitet, und zwar bis zum Neuen Markt, wo der schöne Donnerbrunnen steht und wo sich die alte Kapuzinerkirche mit dem Kloster befindet, in dessen Grüften die Mitglieder der kaiserlichen Familie in ihren Silber-, Erz- und Kupferfärgen die letzte Ruhe finden. Da die elektrische Leitung unterirdisch geführt wird, mußten die Kapuziner ihre Einwilligung dazu geben, daß ihr Hauptabfuhrkanal aufgerissen und tiefer gelegt werde. Der alte Kanal bildete beim Austritt eine scharfe Ecke, und als dieser Theil bloßgelegt werden sollte, fand man im Winkel, der ganz trocken geblieben war, ein vollständiges Skelett, mit den wohl erhaltenen Zähnen im Todenscheitel, was darauf schließen ließ, daß es keineswegs sehr lang an diesem Ort gelegen haben könne. Es mußte eine Art religiöser Fetter bei Niederlegung dieser irdischen Ueberreste stattgefunden haben, denn an der Wölbung, welche sich über dem Skelett befand, war ein großes, deutlich wahrnehmbares schwarzes Kreuz aufgemalnet, das wohl mit dem Rauch einer Fackel gemacht wurde. Als das Skelett aufgehoben wurde, zerfiel es in seine Theile. Dieser Thatfache hat sich nun die Pflanzfäule der Wiener Bevölkerung bemächtigt, und die Leute erzählen einander schauernd in Flüchtigkeiten, das Skelett sei von Kapuzinerinnen dem Metallsarge des Kronprinzen Rudolph entnommen worden, weil der Orden seinen Selbstmörder innerhalb seiner Mauern duldet. Es wird daran erinnert, daß die Wölbung dem Kronprinzen das Begräbniß in der Gruft verweigerte, und daß der Kaiser ein Telegramm von 2000 Worten an den Papst sandte, um ihn zu bestimmen, daß er die Kapuziner vom Neuen Markt zwinde, die Gruft für den Kronprinzen zu öffnen. Sie thaten es denn auch, und es ist nicht ihr Schaden gewesen. Die Gebeine des unglücklichen Kronprinzen ruhen auch gewiß ungestört in dem Metallsarge, der zwischen dem Sarkophag der ermordeten Kaiserin und dem Sarge des hingerichteten Kaisers Max von Mexiko steht. Ein guter Kerl. Ein Anwalt hat seinen Klienten von der Anlage, einen Ring geschlossen zu haben, mit großer Mühe freibekommen, nach Schluß der Verhandlung rann ihm der Klient zu. „Ich dank' Ihnen, Herr Anwalt, für Ihre Mühe.“ Gekannt ich Ihnen kein's geben, aber hier haben Sie den beuntheten Ring, nehmen Sie ihn als Anbenten.“